

»Ja.«

»Deine Mutter hätte nicht gewollt, dass du dich an ihrem Geburtstag mit Erinnerungen quälst. Denk nicht mehr an den verdammten Traum. Es ist bloß ein *Traum*. Leg dich wieder hin. Mach einfach die Augen zu, und versuch zu schlafen. Tust du mir den Gefallen, Jennifer?«

»Ich habe Schlaftabletten genommen, Mark.«

»Wie viele?«

»Zwei.«

»Okay«, sagte Mark. »Meinst du, du kannst schlafen?«

»Ich glaub schon.«

»Was hältst du davon, wenn wir morgen telefonieren und in aller Ruhe reden?«

»Ja ... ist 'ne gute Idee.«

»Dann schlaf jetzt, Jennifer. Versuch es.« Sie hörte ein leises Lachen, als wollte Mark sie auf andere Gedanken bringen. »Wenn ich bei dir wäre, würde ich dich in den Schlaf wiegen.«

»Ich weiß. Danke, Mark. Danke, dass du mir zugehört hast.«

»Wozu hat man Freunde? Wir kennen uns schon eine halbe Ewigkeit, vergiss das nicht. Schlaf jetzt. Ich ruf dich an.« Er hielt kurz inne und fügte hinzu: »Pass auf dich auf, Jennifer.«

Er legte auf.

Nur noch der Regen und der ferne Donner unterbrachen die Stille der Nacht. Schließlich legte auch Jennifer den Hörer auf, schlug die Decke über sich und zog die Beine an den Leib. Wie ein Kind bettete sie den Kopf auf die Hände und starrte auf die regengepeitschte Fensterscheibe, bis allmählich die Wirkung des Schlafmittels einsetzte. Gefangen im Niemandsland zwischen Wachen und Schlafen, arbeiteten ihre Gedanken noch eine Zeit lang weiter. Sie wusste, dass niemand ihr helfen konnte. Das konnte nur sie selbst. Sie musste lernen, mit den Dämonen, die ihre Seele quälten, in Frieden zu leben. Irgendwie. Doch tief im Innern wusste sie, dass es unmöglich war ...

Zumindest war der maskierte Mann nicht mehr da. In dieser Nacht kehrte der Albtraum nicht wieder. Wenigstens das.

Endlich fielen Jennifer die Augen zu, und sie ergab sich für den Rest der Nacht dem erlösenden Schlaf.

### 3

*John F. Kennedy International Airport  
New York*

Nadia betete, es möge bald vorbei sein.

Wenn sie die nächsten fünf Minuten überlebte, hatte sie es geschafft. Wenn nicht, war sie so gut wie tot.

Sie drückte Alexi, das Baby, ängstlich an ihre Brust und umfasste die kleine Hand ihrer zweijährigen Tochter Tamara. Auf dem Flughafen herrschte reges Treiben. Nadia war zum ersten Mal auf dem John F. Kennedy Airport. Der Lärm und die Menschenmengen machten ihr Angst, obwohl die Männer ihr gesagt hatten, welcher Trubel sie am Flughafen erwartete. Auf Nadias Stirn bildeten sich Schweißperlen. Das Wollkleid klebte auf ihrem Rücken.

Die dreiundzwanzigjährige Frau hatte blaue Augen und ein unschuldiges Gesicht. Das war auch der Grund dafür, dass die Wahl der Männer auf sie gefallen war. Und Nadias Tochter Tamara ähnelte ihr sehr: ein hübsches, kleines, rundes Gesicht mit großen, unschuldigen Augen. Nadia liebte das Mädchen über alles.

Sie dachte an Moskau zurück, an das harte Leben dort. Es war schwer, sich in der Acht-Millionen-Stadt durchzuschlagen. Nadia hatte in einem winzigen Zimmer im vierten Stock einer Mietskaserne gewohnt – für fünftausend Rubel im Monat. Heißes Wasser gab es nicht, und in dem Zimmer tummelten sich Ratten und Ungeziefer.

Nadia Fedow wollte Tamara ein besseres Leben ermöglichen. Das Mädchen sollte nicht so enden wie seine Mutter, die in einem Nachtclub arbeitete, der nichts anderes war als ein Bordell. Sie sollte nicht eines Tages für eine Hand voll Rubel von betrunkenen Männern brutal missbraucht werden. Sie sollte eine schöne Wohnung haben, ein sauberes Bett, heißes Wasser. Sie sollte in einer guten Wohngegend aufwachsen und nette Spielgefährten haben. Das war Nadias sehnlichster Wunsch.

Sie betrachtete Tamara, die nach dem achtstündigen Flug von Moskau nach New York müde und quengelig war. Ihr Haar war zerzaust, und sie rieb sich die Augen.

»Schlafen, Mama.«

»Gleich kannst du schlafen, Tamara. Gleich«, sagte Nadia, wiegte das in eine blaue Decke gewickelte Baby sanft in den Armen und blickte zum Schalter der Einwanderungsbehörde. Nur eine Person war vor ihr an der Reihe. Ungeduldig stand Nadia vor dem gelben Strich auf dem Boden, der die Wartezone markierte.

»Hab keine Angst«, flüsterte sie, um sich selbst zu beruhigen.

Nadias Reisepass war eine hervorragende Fälschung. Die Namen ihrer Kinder standen in dem Dokument, und auf einer Seite war der Stempel mit dem amerikanischen Visum. Jetzt war sie an der Reihe. Der Beamte der Einwanderungsbehörde in der blauen Uniform bat sie an den Schalter. Nadia trat vor und reichte ihm den Reisepass mit dem Einreiseformular, das sie im Flugzeug ausgefüllt hatte.

Der Mann blätterte den Pass durch, schaute auf das Foto, warf einen musternden Blick in Nadias Gesicht und legte den Pass auf ein elektronisches Prüfgerät. »Ihr Ticket bitte«, sagte er dann und streckte den Arm aus.

Nadia reichte ihm das Flugticket. Der Beamte überprüfte es und musterte die junge Frau erneut. »Sie wollen zwei Wochen in New York bleiben?«

»Ja.«

»Unter dieser Adresse?«

»Ja.«

»Mit den beiden Kindern?«

»Ja.«

Der Beamte beugte sich über den Schalter, um einen Blick auf Tamara werfen zu können. Das kleine Mädchen lächelte den Mann an und klammerte sich schüchtern an das Kleid ihrer Mutter.

»Ein hübsches Kind«, sagte der Mann.

»Ja.« Nadia lächelte nervös. Der Mann war nett, ganz anders, als sie erwartet hatte. Er warf einen kurzen Blick auf das Baby, das in die Decke gewickelt auf Nadias Arm lag. Anschließend heftete er das Einreiseformular an eine Seite des Passes, stempelte ihn und reichte ihn mitsamt dem Ticket an Nadia zurück.

»Danke, Ma'am. Angenehmen Aufenthalt in New York.«

Doch damit war die Prozedur noch nicht überstanden. Nadia holte ihren Koffer vom Band, besorgte sich einen Gepäckwagen und näherte sich dem Zoll. Sie schob den Wagen mit einer Hand und drückte das Baby mit der anderen an ihre Brust. Die kleine Tamara hielt sich am Gepäckwagen fest.

Wieder stieg schreckliche Angst in Nadia auf. Ihr Herz pochte wild. Sie wiegte den Säugling in den Armen und flüsterte: »Schlaf, Alexi, schlaf.« Langsam schritt sie auf den zehn Meter entfernten Zollschalter zu, an dem mehrere uniformierte Beamte standen. Eine automatische Tür führte in den Ankunftsbereich.

*Die Freiheit ist zum Greifen nahe, dachte Nadia. Alles, was ich mir für Tamara wünsche, ist jetzt in Reichweite.*

Sie sagte sich wieder und wieder, dass alles gut ginge, doch ihre Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Die Männer hatten ihr erklärt, dass die Zollbeamten die Passagiere oft gar nicht anhielten. *Vor allem darfst du sie nicht ansehen, darfst keinen Blickkontakt herstellen und auf gar keinen Fall Angst oder Misstrauen zeigen. Diese Männer können Angst riechen wie Spürhunde. Verhalte dich wie ein ganz normaler Passagier, der nichts zu verbergen hat.*

Nadia rief sich diese Tipps in Erinnerung. Trotzdem kostete es sie unendliche Mühe, Ruhe zu bewahren, als sie sich mit dem Gepäckwagen und dem Baby auf dem Arm dem Abfertigungsbereich näherte. Die meisten Fluggäste passierten ungehindert den Zoll; die Beamten schienen kein Interesse zu haben, jemanden anzuhalten – auch Nadia nicht. Nur einer der Zollbeamten schaute sie an, als sie ihr Baby in den Armen wiegte und leise, aber vernehmlich sagte: »Schlaf, Alexi.«

Der Mann hielt sie nicht auf. Nadia fiel ein Stein vom Herzen. Doch als sie sich dem Ankunftsbereich näherte, legte ein anderer Zollbeamter eine Hand auf ihren Gepäckwagen.

»Ist das Ihr Gepäck, Ma'am?«

Das Herz schlug Nadia bis zum Hals. »Da, mein ... Gepäck.« *Lass dir deine Nervosität nicht anmerken. »Folgen Sie mir bitte.« Wenn du angehalten wirst, tust du, was man dir sagt. Ganz ruhig bleiben, keine Angst zeigen.*

Nadia hatte schreckliche Angst, als sie den Wagen an den Schalter schob. Schwindel überkam sie, und sie hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Der Mann hob den Koffer vom Gepäckwagen und legte ihn auf den Metalltisch.

»Würden Sie Ihren Koffer bitte öffnen?«, bat er sie.

Nadia hatte Mühe, ihre Tasche aufzubekommen, als sie nach dem Schlüssel suchte. Sie schwitzte vor Angst. Spürte der Mann ihr Unbehagen? Endlich fand sie den Schlüssel. Mit dem Baby auf dem Arm schickte sie sich an, den Koffer zu öffnen. Ihre Hand zitterte leicht, und es gelang ihr nicht, den Schlüssel ins Schloss zu stecken. Der Mann sagte freundlich: »Lassen Sie mich das machen.«

Er schloss den Koffer auf und durchsuchte ihre Habseligkeiten. Billige Kleidungsstücke und Unterwäsche von Nadia und den Kindern. Eine kleine, in Geschenkpapier eingewickelte Schachtel mit einer rosafarbenen Schleife lag zwischen den Sachen. Sofort zog sie die Aufmerksamkeit des Zollbeamten auf sich. Er legte sie zur Seite und durchsuchte die restlichen Sachen rasch und gründlich. Als er fertig war, nahm er die Schachtel auf. »Was ist darin, Ma'am?«

»Ein Geschenk. Für meinen Cousin.«

»Was für ein Geschenk?«

»Eine Krawatte.«

Der Mann schüttelte die Schachtel, hörte aber kein verräterisches Geräusch im Innern. Er musterte Nadia, schaute auf das Baby auf ihrem Arm und blickte hinunter auf Tamara. Dann wandte er sich wieder Nadia zu.

»Mit welcher Maschine sind Sie geflogen, Ma'am?«

Nadia antwortete langsam: »Flug 3572. Aus Moskau. Ich bin gerade erst gelandet.«

Sie wiegte Alexi in den Armen, um ihre Nervosität zu bezwingen.

Der Mann runzelte die Stirn. »Ist mit dem Baby alles in Ordnung?«

»Es ist sehr erschöpft«, erwiderte Nadia. »Es war ein langer Flug.«

Der Mann schaute nachdenklich auf die Schachtel in seiner Hand, als wüsste er nicht, wie er weiter vorgehen sollte. »Würden Sie bitte mit ins Büro kommen?«

»Aber mein Baby! Ich muss mich um den Kleinen kümmern ...«

»Es dauert nicht lange.«

Der Mann schob den Gepäckwagen zur Tür. Eine Kollegin öffnete ihm. Sie war klein, hübsch und dunkelhaarig und hatte mexikanisches Blut in den Adern. Auf dem Namensschild über ihrem linken Busen stand »Reta Hondalez«. Nadia wurde übel vor Angst, als sie ein kleines, überhitztes Büro betrat. Ganz fest hielt sie Tamaras Hand. Die Kleine blickte verwundert und schien sich zu fragen, warum die fremden Leute mit ihrer Mutter sprechen wollten.

Der Mann legte die Schachtel auf den Tisch. Seine Kollegin stellte sich neben ihn. »Tut mir Leid, aber ich muss die Schachtel öffnen. Haben Sie etwas dagegen?«

»Wie bitte?«

»Habe ich Ihr Einverständnis, das Geschenk zu öffnen?«

Nadia nickte und versuchte, das Zittern ihrer Stimme zu unterdrücken. »Ja ... sicher.«

Der Zollbeamte zog vorsichtig die Schleife auf, entfernte das Geschenkpapier und hob den Deckel ab. Eine billige, gemusterte Nylonkrawatte war alles, was er in der Schachtel fand. Der Mann sah ein wenig verärgert aus. Röte stieg ihm in die Wangen –

sei es aus Verlegenheit oder weil er nichts gefunden hatte. »Würden Sie mir bitte Ihren Reisepass zeigen?«

Nadia wühlte in ihrer Handtasche und zog den Pass heraus, wobei er ihr fast aus der Hand gefallen wäre. Der Zollbeamte fing ihn auf und blätterte ihn durch. »Sind das Ihre Kinder?«

»Ja. Sie stehen im Reisepass.«

»Ich weiß. Aber sind es Ihre eigenen Kinder?«

»Ja.«

»Wie alt ist das Baby?«

»Drei Wochen.«

Der Zollbeamte schaute auf das Bündel in Nadias Armen. Nadia sagte leise: »Es geht ihm nicht gut. Der lange Flug ...«

»Das sagten Sie bereits. Ich werde Sie auch nicht länger aufhalten.« Der Zollbeamte reichte Nadia den Reisepass zurück, wobei er noch einmal auf das Baby schaute, das behaglich in die hellblaue Decke gewickelt war, die Augen geschlossen. Es sah friedlich aus.

Der Beamte zögerte; dann strich er, einem Instinkt folgend, über die Wange des Babys. Im gleichen Moment wurde er blass und blickte Nadia entsetzt an. In seinen Augen spiegelte sich die Wahrheit, die Nadia bereits kannte.

»Ma'am, Ihr Baby ist tot!«

Die 113. Polizeiwache in New York befand sich in einem tristen Gebäude am Baisley Boulevard. Diese Wache war für den Stadtteil Queens sowie für einen der größten Flughäfen der Welt zuständig, den John F. Kennedy International.

Jennifer March parkte ihren blauen Ford und betrat das Gebäude durch den Haupteingang. Der Sergeant am Schalter und ein paar uniformierte Kollegen kümmerten sich um die Wartenden. Der Polizist hob den Blick, als er die junge, attraktive Frau mit der Aktentasche erkannte. Sie war Ende zwanzig, hübsch und dunkelhaarig. Das modische blaue Kostüm betonte ihre schlanke Figur. Der Sergeant lächelte sie freundlich an. »Hi, Jennifer!«

»Ist Mark da?«

»Er müsste in seinem Büro sein.«

»Danke, Eddy.«

»Kein Problem.«

Jennifer ging den Flur hinunter und klopfte an die Tür.

»Immer hereinspaziert.«

Sie betrat das kleine, beengte Büro mit den gelbgrauen Wänden. Der Schreibtisch war mit Papierkram übersät. Hinter dem Computer saß ein Kriminalbeamter in Zivil, der auf die Tastatur tippte. Er lächelte jugendlich und nahm einen Schluck Kaffee aus einem Plastikbecher.

»Heute ist wohl mein Glückstag. Hallo, Jenny«, sagte Mark Ryan.